

Anne von Canal

DER
GRUND

Roman

mare

Anne von Canal

Der Grund

Roman

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Zitat Seite 7 aus: Fernando Pessoa, *Das Buch der Unruhe des
Hilfsbuchhalters Bernardo Soares*, hg. v. Richard Zenith, aus dem
Portugiesischen übersetzt und revidiert von Inés Koebel,
Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 2011, S. 475,
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2011

1. Auflage 2014

© 2014 by mareverlag, Hamburg

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Apolline

Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-196-1



www.mare.de

12.08.2005

14.00 Uhr

Hier bin ich wieder. Sechs Quadratmeter für mich allein. In jedem modernen Gefängnis haben die Insassen mehr Platz. Aber das spielt keine Rolle, ich brauche nicht mehr. Und ich will gar nicht mehr. So klein ist meine Welt. Sechs Quadratmeter. Ein überschaubarer Raum. Vier Wände in Beige, eine winzige Nasszelle, ein ovales Fenster aus Achtfachglas. Nicht zu öffnen. Die Tür macht ein dumpfes Geräusch, wenn sie ins Schloss fällt. Angenehm endgültig. Als könnte niemand mehr rein, sobald der mechanische Türschließer sie zugedrückt hat. Es hat mich richtig erleichtert, dieses Klicken. Endlich allein. Noch zwei Stunden bis zum Künstlermeeting. Bis dahin muss ich irgendwie einen klaren Kopf bekommen. Vielleicht hilft es, das aufzuschreiben. Es muss helfen. Ich weiß nicht, was ich sonst tun soll.

Wir haben schon abgelegt, fahren mit langsamer Fahrt hinaus in die Lagune. Weg von Venedig.

Mir soll's recht sein.

Dabei mag ich diese Stadt, womöglich war sie in den letzten fünf Jahren sogar eine Art Zuhause. Aber nach allem, was heute Morgen passiert ist, glaube ich nicht, dass ich wieder dorthin zurückkehre. Rosa hat alles kaputt gemacht. Und ich verstehe einfach nicht, warum.

Sie muss ja geahnt haben, wie ich reagiere. Sonst hätte sie doch mit ihrer Verkündung nicht bis zur letzten Minute gewartet – bis ich abreisefertig mit dem Koffer im

Flur stehe. Gedanklich längst auf dem Schiff. Bei meiner Arbeit.

»Aspetto un bambino, Lorenzo.«

Sie weiß ja gar nicht, was das bedeutet. Und sie weiß nichts über mich. Lorenzo! Das ist doch alles Quatsch.

Ich habe sie wirklich sehr gern. Aber ich habe nie einen Zweifel daran gelassen, dass eine Beziehung nicht infrage kommt. Keine Beziehung. Nicht mit ihr, und auch nicht mit einer anderen. Und erst recht kein Kind! So waren die Regeln. Ich habe ihr doch nie Hoffnungen gemacht. Dazu war sie mir viel zu nah. So nah, wie es eben ging, wie ich es ertragen konnte. Manchmal sogar näher. Manchmal, wenn sie in meinem Arm gelegen hat, den Kopf auf meiner Brust ...

Ja, ich wusste, dass sie sich eine Familie wünscht, und sie wusste, dass ich dafür nicht der Richtige bin. All die Jahre hat sie das akzeptiert, hat mich nie gedrängt, keine Fragen gestellt. Und ich habe ihr vertraut. Das ist das Einzige, was ich mir vorzuwerfen habe. Ich kann kein Kind mit ihr haben. Überhaupt kein Kind. Sie hat doch verhütet –

Ich will nicht für immer bei ihr einziehen, in Venedig sesshaft werden, morgens im Laden stehen und Blumen verkaufen, abends im Caffè Florian Dienst schieben und zwischendurch das Kind füttern. Sie erwartet doch nicht, dass ich mit ihr heile Welt spiele?

Es gibt keine heile Welt, und ich kann sie nicht für sie erfinden.

Am liebsten möchte ich mir das Herz rausreißen. Die Gedanken abschalten. Dieses Gefühl muss weg. Ich brauche wirklich einen klaren Kopf. Schließlich habe ich hier einen Job. Wenigstens den möchte ich behalten.

18.30 Uhr

Ein Lichtblick: Die Künstlertruppe scheint so weit ganz in Ordnung zu sein. Zauberer, Tänzer, Sänger, das volle Programm. Außer mir sind noch zwei weitere Pianisten dabei, Mike und Frank. Beide deutlich jünger als ich. Gehört man mit Mitte vierzig jetzt auch schon bei den Klavierspielern zur alten Garde? Wahrscheinlich sollen sie die jüngere Klientel bedienen, während ich das gesetztere Publikum übernehme. Irgend so etwas wird Johanna sich dabei gedacht haben, als sie uns besetzt hat. Wenn sie für die Künstlerbetreuung an Bord zuständig ist, geht selten etwas schief. Wie oft sind wir in den vergangenen neun Jahren zusammen gefahren? Sechs Mal? Sieben Mal? Die Touren waren immer gut, nicht bloß problemlos, sondern auffallend gut. Ihr gelingt es, einem das Gefühl zu geben, dass man eine größere Aufgabe hat, dass es bedeutsam ist, was wir tun. Ihre umarmende Freundlichkeit ist ein echtes Trostpflaster. Ihr Lachen sollte es auf Rezept geben.

42° 46' 28" N, 15° 26' 55" O

13.08.2005

01.30 Uhr

Arbeiten hilft wirklich gegen fast alles. Der Abend ist gut gelaufen. Bin todmüde, aber trotzdem aufgedreht, wie eine Spieluhr. In meinem Hirn scheinen Unmengen Adrenalin unterwegs zu sein und fröhlich die Synapsen zu verstopfen.

Das Publikum heute Abend war leicht zu durchschauen. Ich hatte die Leute schnell an der Angel. Aber man kann sich durchaus fragen, was sie erwarten, wenn sie in den Pub kommen, und über der Bar läuft ein Leuchtschriftband aus einem anderen Jahrhundert, das verkündet:

Heute Abend für Sie an den Tasten: LAWRENCE ALEXANDER!

Klingt wie Brandy Alexander. Klingt wie speckiger Anzug mit durchscheinenden Ellenbogen. Klingt wie gescheiterte Existenz. Klingt erbärmlich und wie alles, was ich nicht sein will. Vielleicht sollte ich mir mal was Neues einfallen lassen. Die Leute sind schließlich nicht hier, um Mitleid mit mir zu haben.

Der Mann an den Tasten. So nennt man mich.

Don't shoot me, I'm only the piano player.

Auf der Platte ist auch *Crocodile Rock*. Drei Akkorde, und die Engländer wippen alle mit. Laaaalalalalaaaaa. Es scheint niemanden zu kümmern, dass ich die hohen Töne nicht immer einwandfrei treffe. Singen ist nach wie vor nicht meine Disziplin, aber wenigstens macht es mir nichts mehr aus.

Blablabla. Gerade komme ich mir vor wie ein Kind, das alleine durch den dunklen Wald läuft und laut plappert und singt, um seine Angst zu verscheuchen.

Ich hätte mir besser eine Flasche Whisky von dem kleinen Küchen-Filipino geholt. Dann gingen bei mir vielleicht irgendwann die Lichter aus, Rosa würde verschwinden, und dieses ungenau eingestellte Radio in meinem Kopf, das drei Frequenzen gleichzeitig sendet, würde endlich verstummen. Ruhe.

42° 38' 49" N, 18° 4' 51" O

08.30 Uhr

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen habe. Drei Stunden, maximal vier. Die Schultern tun mir weh, das Genick auch. Bin wie durch die Mangel gedreht. Bräuchte mindestens einen doppelten Espresso, aber den Anblick von fremden Menschen kann ich jetzt beim besten Willen nicht ertragen. Die Passagiere machen sich für den Landgang bereit. Dubrovnik. Weltkulturerbe in drei Stunden. Die Stadtmauer, das Zollhaus, das Rathaus. Über den Stradun schlendern. Erste Souvenirs kaufen. Fotos machen. Ohne mich.

Noch eine halbe Stunde, dann sind die meisten von Bord, und ich kann in aller Ruhe frühstücken gehen. Muss mir unbedingt einen Wasserkocher und Instantkaffee besorgen. Für den Notfall.

12.25 Uhr

Zwei Stunden Klavier gespielt. Ich kann immer noch völlig versinken, wenn ich die *Metamorphosen* spiele. Es beruhigt meine Nerven. Mein Herz. Den Kopf leeren, bis nichts mehr existiert als Töne und alles in Bedeutungslosigkeit zerfließt. Manchmal glaube ich, Klavierspielen ist die einzige Fähigkeit, die mir geblieben ist. Das Einzige, was mich hält. Jetzt fühle ich mich besser, klarer. Zumindest bin ich ein bisschen ruhiger als gestern und in der Lage, rational zu denken.

Ich war vielleicht etwas unfair, Rosa gegenüber. Natürlich trägt sie nicht die alleinige Verantwortung für diese Katastrophe. Das weiß ich wohl. Aber ich frage mich immer noch, wie es überhaupt so weit kommen konnte. Wahr-

scheinlich hätte ich nicht zulassen dürfen, dass sich dieses häusliche Gefühl breitmacht. Ich habe mich nicht an meine eigenen Regeln gehalten. Habe Brücken gebaut, obwohl ich genau weiß, wie schmerzhaft es ist, sie abzubrechen. Ich habe mich von Rosas Nestwärme einlullen lassen.

Ja. Es war schön, nach einer langen Reise im Hafen von Venedig anzukommen – die Stadt ist die einzige, die ich länger als drei Tage ertrage, sie ist ein Zwischenzustand, nicht Land, nicht Meer. Es war schön, dort von Bord zu gehen und am Piazzale Roma mit einem festen Ziel ins Vaporetto zu steigen, mit einem Schlüssel in der Tasche, der in eine Haustür passt. Es ist schön, wenn einer aufschaut, lächelt und sagt: »Ich hatte das Gefühl, dass du bald kommst.« Es ist schön, von Leuten begrüßt zu werden. Eine Stammkneipe zu haben. Kein Zweifel. Von mir aus hätte es so weitergehen können. Selbst der einsamste Wolf freut sich gelegentlich an einem Rudel.

Aber ich habe die Alarmglocken ignoriert. Es ist genau das eingetreten, was ich auf jeden Fall vermeiden wollte: Erwartungen, Verletzungen, Enttäuschungen. Jetzt muss ich die Konsequenzen ziehen. Für die Notbremse ist es ja wohl zu spät.

(...)

Freitag, 15. 10. 1976

Die Tür ging auf, ein kalter Luftzug.

»Victor Alexander Laurentius Simonsen, bitte«, sagte eine Frau. Sie hatte ein Vogelgesicht, spitz und überlegen wie eine Elster, mit wachen Augen.

Laurits stand auf und wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab. Er fühlte sich, als wäre er gerade aus dem Koma erwacht. Ihm war schwindelig, sein Gehirn wie in Watte verpackt und seine Ohren – etwas war mit seinen Ohren. Die Gespräche auf dem Flur, die Schritte auf dem Steinboden, die Toilettenspülung, deren ununterbrochenes Rauschen ihn in der vergangenen Stunde eigentümlich beruhigt hatte – alles klang dumpf, kilometerweit weg. Einen Moment lang fürchtete er, ohnmächtig zu werden, doch der unnachgiebige Blick der Frau ließ das nicht zu.

Sie winkte ihn ungeduldig zu sich heran, und während er versuchte, wieder in der Wirklichkeit zu ankern, verzog sie das Gesicht zu einem Lächeln, das trotz aller bemühten Freundlichkeit aussah, als wollte sie ihm im nächsten Moment den Schnabel in die Halsschlagader stoßen. Ihr Mund bewegte sich.

»Kommen Sie, Sie sind an der Reihe.«

Langsam erkannte er den Flur wieder, die Tür, die er seit einer Ewigkeit angestarrt hatte, und ihm fiel ein, warum er hierhergekommen war. Es war wegen Fräulein Anderssons Worten: »Du kennst deine Grenzen, Laurits. Überschreite sie.«

Er würde Pianist werden.

In der Stunde, die vergangen war, seit er bei dem schwerhörigen Mann an der Rezeption das Anmeldeformular ausgefüllt, seine Lackschuhe angezogen und auf dem Flur Platz genommen hatte, war sein ursprünglich solides Selbstvertrauen wie eine Kerze in einem zugigen Fenster flackernd heruntergebrannt.

Drei Mal war er seither auf der Toilette gewesen.

Zuletzt hatte er sich Wasser ins Gesicht gespritzt, um sich ein wenig zu beruhigen. Er hatte sich auf dem Waschbecken abgestützt und im Spiegel verfolgt, wie die Tropfen über sein fahles Gesicht liefen, hatte sich in die braunen Augen geschaut und nichts als Unsicherheit gesehen. Was war mit seinen sonst so starken Konzertnerven passiert?

Die dunklen Locken klebten feucht an seiner Stirn, und er wusste nicht, ob es Schweiß war oder Wasser. Ausdruckslos starrte sein Spiegelbild ihn an. Er erkannte sich kaum.

Kniff die Augen zusammen und versuchte, den eigenen Blick zu fixieren.

Wieso hatte er eigentlich diese Schlupflider? Niemand in der Familie seiner Mutter hatte solche fleischigen Oberlider, die einfach so nach innen verschwanden, nein, sie hatten allesamt große, fein geschnittene Augen, die noch dazu von einer fast unnatürlich grünen Farbe waren. Die Augen seines Vaters waren zwar braun, genau wie seine, aber auch sie hatten nicht diese dreieckige Hundeaugenform. Sie waren groß und klar. Vor ein paar Jahren hatte der Professor einmal vorgeschlagen, Laurits' kleinen kosmetischen Fehler, wie er es nannte, zu beheben. »Ein einfacher Schnitt, Sohn«, sagte er. »Wir entfernen die überschüssige Haut und Muskulatur der Oberlider, und schon wird ein richtiger Mensch aus dir.« Doch dieser Eingriff hatte nie Priorität bekommen.

Laurits' ausgeprägte Kinnpartie hingegen war eindeutig Amys Erbe, ebenso wie die schmale Oberlippe, über deren Mitte sich ein für seine Begriffe viel zu tiefes Grübchen bis zur Nase zog. Er mochte diese Delle nicht. Beim Rasieren machte sie jedes Mal Schwierigkeiten, und außerdem dominierte sie sein Gesicht auf unangenehme Weise. Laurits sah dem Tropfen zu, der im Zeitlupentempo von der Nasenspitze zur Lippe rollte. Er fing ihn mit der Zungenspitze auf – salzig.

Schnell fuhr er sich mit den Händen übers Gesicht, zog ein Papierhandtuch aus dem Spender und trocknete sich ab.

Er betrachtete seine Hände. Lange, schmale und doch kraftvolle Finger, Männerhände schon, und so sauber, wie Fräulein Andersson es vom ersten Tag an von ihm verlangt

hatte. Die Halbmonde auf den ordentlich gefeilten Fingernägeln strahlten rund und gleichmäßig. Er streckte die Arme vor sich aus, bewegte die Handgelenke und die Finger und war etwas beruhigt, als er kein Zittern wahrnahm. Noch einmal drehte er den Hahn auf, ließ sich das heiße Wasser über den Puls laufen und sah zu, wie die Haut sich rötete.

Die Zeit war geschlichen.

Und dann hatte die Elster seinen Namen ausgerufen.

Er sah die Frau an und drückte sich, ohne sie aus den Augen zu lassen, an ihr vorbei in den großen Saal.

Die Luft war schlecht, das fiel ihm als Erstes auf. Der Angstschweiß seiner Vorgänger hing sauer im Raum, aber in diesem Augenblick half ihm das sogar. Ein bekannter Geruch, ein vertrautes Gefühl. Die Ruhe, die er schon verloren geglaubt hatte, grüßte aus einer fernen Ecke seines Gehirns und signalisierte, dass sie noch da war. Das Türschloss klickte leise hinter ihm und verbannte den Rest der Welt nach draußen.

Eine Sekunde absoluter Stille. Nachhall vieler Stunden am Flügel.

Die Tür wurde noch einmal geöffnet. Laurits drehte sich um. Ein Mann in einem grauen Kittel, vermutlich der Hausmeister, kam herein und reichte der Frau einen Zettel. Sie nahm das Papier entgegen und versuchte, mit leisen Schritten den Raum zu durchqueren, doch ihre Absätze klapperten umso lauter.

Ein schneller Blick durch den Raum. In der Mitte des Saals stand ein beleuchteter Flügel. Ein Steinway. Das war

gut, auch bei Fräulein Andersson hatte er immer auf dem Steinway gespielt. Und unter den Fenstern, im Gegenlicht, saßen wie schwarze Figuren eines Schattentheaters die fünf Juroren.

»Sind Sie Victor Alexander Laurentius Simonsen?«, fragte eine Männerstimme.

Er konnte nicht ausmachen, wer gesprochen hatte. Die Elster saß rechts am Rand. Sie hatte ein Klemmbrett auf den Knien und machte sich Notizen. Offenbar gehörte sie nicht zur Jury.

Er räusperte sich. »Ja«, antwortete er mit klarer Stimme.

»Geburtsdatum?«, fragte der undefinierbare Mann.

»4. August 1958.«

»Sie sind noch sehr jung, Herr Simonsen. Gerade mal achtzehn. Sind Sie sicher, dass Sie schon so weit sind?«

»Ja.«

Plötzlich setzte ein einzelner Sonnenstrahl die Jurorenbank ins Rampenlicht, und die Männer bekamen Gesichter. Allerweltsgesichter, aus denen eine ernüchternde Gleichgültigkeit sprach. An ihren Mienen war nichts abzulesen. Nur ein alter Glatzkopf sah ihn durch seine Hornbrille naserümpfend an, als ob etwas nicht stimmte.

»Sie haben sich da ja ein schönes Programm ausgedacht«, sagte er. »In welcher Reihenfolge wollen Sie spielen?«

»Romantik, Etüde und Wiener Klassik. Aus Schuberts Impromptus Nummer vier das Allegretto in As-Dur, Chopins Ozeanetüde Opus 25, Nummer 12, und den ersten Satz aus Haydns Sonate in Es-Dur.«

Papierrascheln. Blättern. Husten.

»Also. Bitte schön.«

Laurits nickte, zupfte an seiner Fliege. Seine Mutter hatte darauf bestanden. Ein Schlips wäre ihm lieber gewesen, mit dieser Fliege fühlte er sich falsch, ganz falsch, er hätte nicht auf sie hören sollen, hätte diese Fliege unterwegs einfach wegwerfen sollen, doch jetzt war es dafür zu spät.

Jetzt kam es nur noch auf ihn an, auf sein Spiel, sein Können, seinen Willen.

Er ging hinüber zum Flügel. Im schwarzen Lack spiegelten sich die Lampen, helle Scheinwerfer, die auf ihn herunterstrahlten. Vorsichtig, wie man einem fremden Pferd zum Kennenlernen über die Stirn streicht, berührte er die glatte Oberfläche. Er setzte sich, stellte an der Bank die richtige Höhe ein und überprüfte den Abstand zum Instrument, dann atmete er durch die Nase ein und legte die Hände auf die Tasten. Sie waren kühl und eben und vertraut.

Er hatte keine Zweifel, nur ein Ziel.

»Du siehst großartig aus. Wie ein erwachsener Mann«, hatte seine Mutter gesagt, als es nach einem zähen Vormittag und einem mühsam überstandenen Mittagessen endlich an der Zeit gewesen war, sich auf den Weg zur Bushaltestelle zu machen. Er schlang sich den Schal um den Hals und zog seinen Parka über das Anzugjackett.

»Willst du keine Mütze anziehen?«, fragte sie.

»Brauche ich nicht«, antwortete er.

Obwohl es seit Kurzem merklich kühler geworden war und der Herbst schon in den Blättern leuchtete, ließ er an so einem wichtigen Tag lieber Luft an seine »Hippie-Locken«, wie sein Vater seine Frisur bezeichnete.

Seine Mutter nahm sein Gesicht in ihre immerkalten Hände, kam ganz nah. Ihr Atem roch nach Pfefferminz.

»Ich bin so stolz auf dich. Ich habe immer gewusst, dass du es schaffst«, sagte sie und lächelte gequält. »Und du bist sicher, dass ich dich nicht fahren soll?«

»Mama. Das hatten wir doch geklärt.«

»Nun«, sagte sie und richtete sich mit einer schnellen Bewegung die Frisur. Bestimmt zum fünften Mal, seit sie in der Halle standen.

Er musste hier weg.

Immer wieder hatte sie angeboten, ihn zum Konservatorium zu begleiten, hatte sich geradezu aufgedrängt. Er wusste, dass es ihr größter Wunsch und ihr größter Triumph gewesen wäre, dabei zu sein, wenn er aller Welt (also der Jury des Konservatoriums und dem Professor) bewies, was in ihm steckte. Doch allein der Gedanke, außer sich selbst auch noch ihre Überreiztheit ertragen zu müssen, ihren unruhigen Blick, die aufgeregten Flecken an ihrem Hals und ihr fast manisches Geplapper, hatte ihm den Magen verknotet. Er hatte sich für den Bus entschieden. Natürlich war sie verletzt gewesen. Aber er hatte dem Impuls, ihr zu liebe und aus alter Gewohnheit doch noch einzulenken, widerstanden. Zum ersten Mal in seinem Leben ging es allein um ihn, und nichts lag ihm ferner, als sich das damit verbundene Hochgefühl von der unglücklichen Präsenz seiner Mutter verderben zu lassen.

Laurits rang sich ein Lächeln ab und schluckte weitere Bemerkungen. Er versuchte, sich loszumachen, doch Amy hing an seinem Arm wie eine Ertrinkende, umklammerte ihn eisern. Ihre Stimme war leise, als sie sagte:

»Weißt du, Laurits, du hast von uns beiden das Beste geerbt: den Fleiß deines Vaters und meine Liebe zur Musik.«

Er biss sich auf die Lippen.

Dumm nur, dass diese Liebe schon lange nur noch eine Behauptung war und Mutter die Ginflasche viel mehr schätzte. Dumm nur, dass sein Fleiß seinen alten Herrn in den vergangenen dreizehn Jahren noch weniger interessiert hatte als Frauenrechte in Kenia oder Pinguinkolonien am Südpol.

Ja. Laurits liebte die Musik. Und er war fleißig gewesen. Bis hin zu Krämpfen in den Fingern und Blutgeschmack im Mund. Er war gut. Aber das war nicht das Verdienst von Amy und Magnus Simonsen.

Laurits griff nach der braunen Aktenmappe, die ihm schon seit Jahren als Schultasche diente. Das Leder der Tasche beulte sich unschön aus, sie schien schwer, viel schwerer, als die Konzertschuhe und die Noten wogen. Er richtete sich auf. Innerlich und äußerlich.

»Ruf mich an, sobald du Bescheid weißt, ja?«, sagte Amy.

»Ja, Mutter, natürlich.«

»Hast du auch Kleingeld für den Münzfernsprecher?«

»Mama!«

Er wandte sich ab.

»Mach's gut, Schatz«, sagte sie. Und rief nach einer Sekunde in die entstandene Leere: »Viel Erfolg!«

Ohne Zögern hatte Laurits seine Mutter, die Villa und den Odinvägen hinter sich zurückgelassen, hatte sich, als er die kiesbedeckte Auffahrt hinunterging, nicht umgedreht und war den Weg zur Bushaltestelle in Ruhe gegangen. Die

kalte Luft roch nach Laub, und die Birken streckten ihre goldbehängten Arme in den klaren Himmel. Von der Station am Valhallavägen waren es dann nur noch ein paar Schritte durch den herbstlich bunten Park gewesen, bis er das moderne Gebäude der »Ackis« erreicht hatte. Über dem Vordach der Hochschule prangte groß eine mit einer Krone versehene, stilisierte Laute. Dort wollte er hin. Seine Füße waren leicht, und er dachte Musik.

Mit aller Leichtigkeit, die er aufbieten konnte, ließ er die ersten Sechzehntel von Schuberts Allegretto so selbstvergessen über die Tasten kullern wie seinerzeit Pelles bunte Glasmurmeln über den staubigen Vorplatz der Djursholmer Kapelle.

Seine Finger wurden warm, die rechte Hand tänzelte schnell durch die ersten vier Takte, während die linke ruhige Akkorde anstimmte, bis sie energisch die Melodieführung übernahm. Forte – und seine Finger suchten zielstrebig den bekannten Weg über die Tasten. Laurits schloss zufrieden die Augen; er hatte gut in den Rhythmus, in sein Spiel gefunden und keinen Grund, unsicher zu sein. Sein Puls ging ruhiger, und für einen Moment sah er den bunten Glaskugeln nach, die auf das kleine Loch neben der Mauer zurollten, das Pelle und er mit bloßen Händen gegraben hatten. Blaue, rote, gelbe, grüne, durchsichtige Murmeln auf unebenem Boden, zerschundene Knie, Pelles breites Zahnlückengrinsen, Dreck unter den Nägeln, eine unerschütterliche Freundschaft.

Meistens waren sie allein dort oben, auf dem Platz vor der verwunschen gelegenen Kirche im Schatten der Kiefern. Es gab nur sie beide und den Moment – bis die Kirchturmuhr mit vollem Ton vier Mal schlug und nach Hause, ins echte Leben rief.

An jenem Sonnentag im September 1963, als sich die Weichen stellten, wünschte sich Laurits, der Blitz möge in die Glocken einschlagen, die Zeit für immer stillstehen und das Vier-Uhr-Geläut niemals kommen. Es graute ihm davor, nach Hause zu gehen, weg von Pelle und von ihrem Indianerspiel. Doch die großen Zeiger waren unerbittlich vorgerückt, und mit jedem Glockenschlag hatte die Angst ein bisschen mehr von seinem Darm Besitz ergriffen. Er war zwar erst fünf, doch er kannte das Gefühl, wenn sich der Magen verkrampfte, wenn das Herz sank und es eng im Hals wurde, weil die große unübersichtliche Welt in seine kleine drang. Es passierte, wenn Doktor Lagerkrantz mit seinen gelben Gummifingern seinen Mund aufzwang, um seine Zähne zu zerbohren; wenn der Vater seine Wut über den Streik in der staatlichen Wein- und Spirituosen-Zentrale an Frida oder der anderen Küchenhilfe ausließ; wenn seine Mutter vor dem Fernsehgerät versteinerte, während darin Männer mit ernster Miene vor der Stockholmer Pockenepidemie warnten. Dann kam die Angst. Er fürchtete sich auch vor dem Schrankgespenst im Ferienhaus, vor Stalin, vor Flugzeugen, Atombomben, Großmutter Gebiss und nun: Fräulein Andersson.

»Übermorgen kommt eine nette Frau zu uns«, hatte seine Mutter zwei Tage zuvor ganz nebenbei bemerkt, als wäre es gar nichts. Sie saßen, wie fast jeden Tag, eine Weile ge-

meinsam in der Bibliothek am Flügel – Laurits links, Amy rechts.

»Sie ist Klavierlehrerin und heißt Fräulein Andersson«, fügte Amy hinzu.

»Aber du kannst doch schon gut Klavier spielen«, entgegnete er und ließ seinen durchgedrückten Zeigefinger auf der untersten weißen Taste auf und ab hüpfen. Der keller-tiefe Ton vibrierte in der Luft. Seine Mutter legte ihm schwer die Hand auf den Arm.

»Laurits, sieh mich an«, sagte sie nachdrücklich.

Kneifendes Unbehagen in seinem Bauch. Den Blick an den Tasten festgeklebt.

»Wir finden, dass du es auch lernen sollst«, fuhr sie fort und versuchte, ihm in die Augen zu sehen.

Er schluckte und schluckte gegen den Kloß in seinem Hals. Was meinte sie denn? Wollte sie nicht mehr mit ihm spielen?

»Ich will aber mit dir spielen«, sagte er.

»Wir können ja auch weiterhin zusammen spielen, mein Schatz. Aber Fräulein Andersson wird dir noch viel mehr beibringen können als ich.«

Diese Entschlossenheit kannte er nicht. Seine Mutter war sonst immer so weich.

»Nein.«

»Laurits.«

»Nein.«

Er sprang auf. Er wollte kein Fräulein Andersson, er mochte es nicht, wenn sich etwas änderte, er wollte, dass alles so blieb, wie es war: seine Mutter, Blüthner und er. Lieder und Geschichten. Er wollte neben ihr am Flügel sitzen und

hören, wie sie den Tasten jene Geschichten entlockte, die nicht zwischen zwei Buchdeckel passten. Wenn sie spielte, stieg der Duft von regennassen Straßen und Schafsdung aus dem Flügel hervor, wuchsen ihm sonnengereifte Erdbeeren direkt in den Mund, trieb peitschender Wind über graue Klippen und ließ das Meer hoch und höher wogen. Wer brachte Fräulein Andersson? Sie war eine Zerstörerin!

»Bitte, Laurits, mach doch nicht so ein Theater«, flehte seine Mutter. »Dein Vater wird so stolz auf dich sein ...«

»Ich will das aber nicht«, schrie er und stampfte verzweifelt mit dem Fuß auf. So viel Wut wollte aus ihm heraus. Mit aller Kraft, die er aufbieten konnte, schlug er den Deckel des Flügels zu. Es krachte laut. In derselben Sekunde, in der seine Mutter gerade noch ihre Finger retten konnte, brannte die erste Ohrfeige seines Lebens auf Laurits' Wange. Zitternd stand Amy mit erhobener Hand vor ihm. Die aufgeschreckten Saiten des Flügels dröhnten durch die geladene Stille, und Laurits' Augen liefen über. Mit offenem Mund begann er fast lautlos zu weinen. Die Spucke troff von seiner Oberlippe, vermischt mit salzigen Tränen. Wer heult, hat unrecht, klang die Stimme seines Vaters in seinem Kopf.

»Nimm dich zusammen, Laurits«, sagte seine Mutter mit einer schrillen Stimme, die in seinen Ohren schmerzte, »es geht hier nicht nur um dich.«

Ohne dass er begriffen hatte, worum es denn ging, wusste er, dass Widerstand zwecklos war. Die Sache war längst entschieden.

Zwei Tage später, an jenem sonnigen Nachmittag um halb fünf, saß er wie ein unschuldig Gerichteter im Wohn-

zimmer und wartete auf die Vollstreckung. Groß und hager und fremd hatte Fräulein Andersson das Wohnzimmer betreten, ihn gemustert und genickt. Sie warf fast keinen Schatten auf das Fischgratparkett und hätte bestimmt in den Kasten der Standuhr in der Halle gepasst. Zu ihrem dunkelblauen Kleid trug sie weiße Schuhe, einen Hut und eine Brille, deren Rahmen aussah wie die Heckflossen am Auto von Patenonkel Jon.

Er wusste nicht mehr, was er erwartet hatte, vielleicht, dass der Boden sich auftat und aus ihren Augen Flammen schlugen, doch es musste jedenfalls etwas anderes gewesen sein als ein Blick auf seine Finger und der lapidare Satz: »Den kriegen wir schon hin.«

Ihre Gelassenheit war beinahe enttäuschend.

Er war kein Wunderkind gewesen, kein Genie, das Mozart spielte und Bach intonierte, ohne je eine Note gelesen zu haben. Er war kein disziplinierter Junge mit Seitenscheitel, der so lange Etüden spielte, bis er ohnmächtig vom Stuhl kippte, aber er verstand die Sprache der Musik, und das erkannte Fräulein Andersson schnell. Sie stachelte seinen Ehrgeiz an, war energisch, aber ruhig und auf eine sachliche Art streng, die Laurits bisher unbekannt war.

Irgendwann vergaß er, zu seiner Mutter hinüberzuschauen, die anfangs noch mit bemühtem Lächeln zusah, wie Fräulein Andersson ihn leise lobte und ermahnte, wie seine kleinen Finger energisch die Tasten erkundeten und Bewegungsabläufe speicherten. Er vergaß, ihren Blick zu suchen, ihr ermutigendes Nicken, und vermisste sie nicht, als sie irgendwann nicht mehr dabeisaß.

Ganz allmählich, so wie die Tage im Herbst immer kürzer werden, veränderte sich auch die Temperatur zwischen Laurits und Amy. Der Abstand wuchs. Eines Morgens wachten sie auf und waren einander fremd.

Wie lange war das her! Er konnte sich an jene frühen Tage voller Wärme, als sie ihm gezeigt hatte, dass er mit den Ohren sehen, riechen und schmecken konnte, kaum noch erinnern. Geblieben waren davon nur ein lebendiges Kribbeln unter seiner Haut, das sich regte, wenn er am Flügel saß, und die Anekdoten, die sie mit Vorliebe erzählte.

Wann genau Amys Sehnsucht verklang und sie, von der Umwelt unbemerkt, ihr Schattendasein irgendwo zwischen Wand und Tapete aufnahm, war für ihn rückblickend schwer zu sagen. Eines Tages galt ihr Interesse plötzlich dem Klang der Gläser, nicht mehr dem Klang der Geschichten. Blüthner fasste sie nur noch zum Abstauben an, und ihre Leidenschaft für die Musik beschränkte sich darauf, in Kaffeekränzchensonaten in As-Dur für acht Windbeutel und vier Kaffeetassen stolz die Fähigkeiten ihres Sprösslings hervorzuheben und wie aufgezogen Histörchen zum Besten zu geben.

»Bis er laufen lernte, war sein Lieblingsplatz unter dem Flügel.«

»Er hat Blüthner mehr geliebt als seinen Teddy Henry.«

»Er war schon immer nur mit Klaviermusik zu beruhigen.«

»Gleich als er zum ersten Mal neben mir am Flügel saß, habe ich gemerkt, wie talentiert er ist.«

»Und dann habe ich zu ihm gesagt: ›Schau, das ist ein C, und das auch und das und das auch, alle acht.‹ Und er sieht

mich mit großen Augen an und fragt: ›Mama, hat Blüthner nur acht Zehen?‹ Ist das nicht rührend?«

Das Lächeln, das sich dann auf ihr Gesicht legte, war so trostlos, dass Laurits manchmal fürchtete, es sei seine Schuld, dass sie so unglücklich geworden war, weil er ohne sie weitergegangen war und ihre Musik mitgenommen hatte; sie zurückgelassen hatte in ihrer tonlosen Welt.

Der Steinway klang satt und voll und elegant. Laurits entspannte sich zusehends, es gelang ihm sogar, ein Stück aus sich herauszutreten und zu hören, was er spielte. Die Töne wurden schwerer, die Murmeln blieben liegen, im Sonnenschein längst vergangener Tage, vor der Grube an der Friedhofsmauer.

Inzwischen kannte ihn außer Pelle vermutlich niemand so gut wie Fräulein Andersson. Oft, wenn sie während der Stunden von ihm abgewandt am Fenster stand und lauschte, überkam ihn ein plötzliches Gefühl der Scham, fast als wäre er nackt. So erkannt, entlarvt und durchsichtig fühlte er sich. Ihre Ohren hörten genau hin. Jeden Ton, den er spielte, hatte sie geformt, jede Pause, die er machte, hatte sie inszeniert, die dünne, stille, gerechte Frau. Über Jahre hatte sie ihn stetig geschliffen wie ein Bachlauf die kleinen Kiesel und ihre Prägung in seinem Spiel hinterlassen.

Hätte sie ihn jetzt gehört, wäre sie zufrieden gewesen. Die Achtelpausen saßen, und der Übergang zu den Viertelakkorden war voller Ausdruck. Laurits' rechte Hand ließ ein letztes Mal die Sechzehntel des Themas die Tonleiter hinunterkullern, dann übernahm die linke Hand. Er bemerkte, dass er zu schwitzen begann. Arbeitsschweiß.

Feine Tropfen spritzten, als er den Kopf zurückwarf, seine rechte Hand wie an einem Faden gezogen in die Luft flog, zwei Takte verharrte und dann vorsichtig zurück auf die Klaviatur sank.

Ein Blitz im Kopf, ein Moment der Wahrnehmung: Hier waren der Saal, die Juroren. Doch Laurits ließ sich nicht beirren.

Decrescendo.

Mit dem Tempowechsel kam der Tonartwechsel, der Stimmungswechsel, und das Stück wurde im Nebenthema melancholisch. Ein fragendes Rufen voll stiller Enttäuschung lag darin, wie von einem einsamen Hamlet auf leerer Bühne, Sein oder Nichtsein? Und es fühlte sich plötzlich so an, als käme es direkt aus seiner Kehle, aus seinem Leben.